

Valentin Groebner

Fleischmarkt? Streit um Solddienst und Reislaf im 15. und 16. Jahrhundert

Vortrag im Rathaus Sursee, 18. März 2009

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr, heute abend hier zu sein... Es ist ja eine komische Sache mit der Vergangenheit: Eigentlich ist sie ja vergangen, verschwunden; und trotzdem muss sie im Nachhinein andauernd wiederbelebt, neu inszeniert, kommentiert, und irgendwie wohl auch in Ordnung gebracht werden. In dieser Hinsicht ist die Geschichte der Schweizer Söldner, der Reisläufer des 15. und 16. Jahrhunderts, ein besonders interessantes Beispiel für das, was Guy Marchal, mein Vorgänger auf dem Luzerner Lehrstuhl, in seinem letzten Buch „Gebrauchsgeschichte“ genannt hat, nämlich eine Kette von Inanspruchnahmen von Material aus der Vergangenheit, die eine Unterscheidung vollständig verschwinden lassen. Nämlich die Unterscheidung zwischen Geschichte – der Erforschung der Vergangenheit, eine schwierige und lückenhafte Sache, die sehr oft herausbringt, was wir alles *nicht* wissen können, weil keine Dokumente dazu sind – und Geschichtsbildern – der erfolgreichen Neuerzählung, Re-Präsentation der Vergangenheit, die das alles auf kohärente, vollständige, eingängige, griffige Weise darstellt. Historiker, und das ist das Komplizierte, sind für beides zuständig. Einerseits sollen wir genau nachprüfen, die Quellen analysieren, das Echte vom Falsche unterscheiden; und andererseits sollen sie erzählen, Ueberblicke liefern, die Vergangenheit zugänglich machen, griffige Synthesen für Schulbücher und Ausstellungen und Kulturanlässe liefern, und, natürlich, für die Jubiläen, an denen sich irgendein Ereignis zum zweihundertsten oder zum fünfhundertsten Mal jährt. Also einerseits hochspezialisierte Informationen, so exakt wie möglich; und andererseits griffige Formeln, nicht zu kompliziert bitte, sagen einem die Journalisten dann, „allgemein verständlich“.

Am härtesten ist das im Fernsehen. Jedesmal, wenn ich von einem Fernsehjournalisten interviewt worden bin, das ist mir zwei oder dreimal passiert,

wollte der es zuerst genau wissen, und dann, wenn ich geantwortet hatte, sagte er: „Sehr interessant... aber viel zu kompliziert. Könnten Sie das für unsere Zuhörer nicht einfacher und kürzer ausdrücken?“

Und jetzt kommt die schlechte Nachricht: Nein. Man kann's natürlich NICHT einfacher ausdrücken. Das ist der Unterschied zwischen Geschichtsbildern und Geschichte. Geschichtsbilder kann man sich leicht merken, sie sind logisch, eingängig, und überzeugend. Geschichte ist dagegen kompliziert, lückenhaft, und widersprüchlich. Geschichtsbilder sind das, was die Leute sich als Antwort auf die Frage wünschen, wer sie eigentlich sind, Herkunft, Identität; und Geschichte ist das, was ihnen diesen Wunsch nicht beantwortet und was man nicht kurz im Fernsehen erklären kann.

Und damit wären wir bei der Geschichte der Söldner. Nehmen wir zum Beispiel die Festveranstaltung für die bekanntesten Schweizer Söldner im Juni 2005 in Luzern. Ein damals amtierender Bundesrat hatte in einer Rede verkündet, es gebe, ich zitiere jetzt, "das Seltene, das ganz und gar Aussergewöhnliche, das ein halbes Jahrtausend und länger bestehe. Dazu gehöre die päpstliche Schweizergarde." Was diese Garde auszeichne, so der Bundesrat, sei die Treue, die Treue zum gegebenen Wort. Das lehre die Geschichte, und dem fühle auch er sich verbunden, aus Liebe zur Tradition. Im November 2005 hat dann ein anderer Bundesrat bei einer Veranstaltung in Rom noch einmal an die "Ehre und Treue" erinnert, die das grosse Vermächtnis der schweizerischen Söldner des Papstes darstellten und die für die Gegenwart besonders wichtig seien; und im Mai 2006 hat wieder ein anderer Bundesrat bei einer weiteren Veranstaltung zum 500 Jahre-Jubiläum in Rom eine ähnliche Ansprache gehalten und ein weiteres Mal das Motto der Schweizergarde zitiert, "acriter et fideliter semper": Tapfer und treu. Für immer. Das ist auch der Titel der offiziellen Publikation der Schweizergarde zum Jubiläum (Bild), 2006 erschienen, die vielleicht der eine oder andere von ihnen schon in der Hand gehabt hat.

Das sind die Geschichtsbilder. Die Geschichte selber ist um einiges komplizierter. Das beginnt mit dem Datum bzw den Daten, deren 500. Jahrestag da gefeiert wird. Das Schreiben, in dem Papst Julius II. die Tagsatzung – also die Versammlung der Abgesandten der eidgenössischen Orte – um die Erlaubnis

ersucht, eine Garde zu seinem persönlichen Schutz anzuwerben, datiert auf den 25. Juni 1505. Ein weiteres Gründungsdatum ist der 22. Januar 1506, als die frisch Angeworbenen in Rom eintrafen (die gingen im Winter zu Fuss über die Alpen.) Im Zentrum der offiziellen Feierlichkeiten 2006 stand aber der 6. Mai: Seit dem Tod eines Teils der päpstlichen Garde bei der Erstürmung und Plünderung Roms 1527 ist dieses Datum der offizielle Gardefeiertag und Termin der jährlichen Vereidigung neuer Gardisten. Geschichte passt eben nie ganz zu den Geschichtsbildern. Am 6. Mai 2006 wurde in Rom deshalb offiziell der 500. Jahrestag eines Ereignis begangen, das vor fünf Jahrhunderten noch 21 Jahre in der Zukunft gelegen hat.

Wenn man genauer hinschaut, wird's noch komplizierter. Denn Julius II. war gar nicht der erste Papst, der Söldner aus der heutigen Schweiz angeworben hat. Der Basler Adelige Höglin von Schöneegg hat schon 130 Jahre früher, in den 1360er Jahren, als Söldnerführer am Hof des Papstes Karriere gemacht; am Ende des 15. Jahrhunderts haben die mehrere Päpste Schweizer Söldner für Kriegszüge in Italien angeworben. Als der Papst Julius II. im Juni 1505 um Erlaubnis für die Werbung von Kriegsknechten ansuchte, wusste er ganz genau, dass zwei Jahre vorher, 1503, dieselbe Tagsatzung ein Verbot aller sogenannten "Pensionen" erlassen hatte. Die Eidgenossenschaft hatte schon früher Soldaten exportiert, schon im 14. Jahrhundert, wie wir gesehen haben; aber seit dem Sieg über Karl den Kühnen 1477 waren ihre Söldner berühmt und sehr teuer geworden. Um sich die Versorgung mit diesen gesuchten Söldnertruppen zu sichern, begannen am Ende des 15. Jahrhunderts die europäischen Mächte – Frankreich, die italienischen Staaten, aber auch Österreich und Savoyen – solche "Pensionen" an einzelne Schweizer Orte und an einflussreiche Bürgermeister und Schultheissen zu bezahlen. Es kam in kurzer Zeit sehr viel Geld in die vorher bescheidenen Städte und Täler der Schweiz; der französische Chronist Commynes hat 1494 behauptet, der französische König allein habe den Schweizern binnen 20 Jahren eine Million Goldstücke bezahlt. Das ist wahrscheinlich übertrieben, aber gibt ihnen eine Vorstellung von den Summen – ein gut verdienender Handwerksmeister hat damals umgerechnet zwischen 20 und 30 Goldkronen im Jahr verdient.

Offiziell waren diese Pensionen Geschenke ohne Gegenleistung; sie gingen entweder in die öffentlichen Kassen oder – häufiger – an Privatleute, die sie weiterverteilten. Die Empfänger der Pensionen – wir würden heute "Consultants" oder "Lobbyisten" sagen – verpflichteten sich, ihren Einfluss geltend zu machen, damit der jeweilige Geldgeber zu den Schweizer Söldnern kam, die er sich wünschte. Einflussreiche Militärunternehmer, Diplomaten, Ratsherren, Bürgermeister kamen so in sehr kurzer Zeit zu sehr viel Geld. Der Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann war ein besonders spektakuläres Beispiel, aber ähnliches galt für die Luzerner Familien Fehr und Hertenstein und viele andere; auch Stadtschreiber und Chronisten befanden sich auf den Listen der Pensionenempfänger. Der Luzerner Chronist Diebold Schilling zeigt in seiner berühmten Bilderchronik von 1513 mehrfach die Ankunft dieser Gelder (Bild, Bild). Er wusste, was er da darstellte: Denn auch Schilling selbst stand auf österreichischen Listen von Pensionsempfängern, d.h. er erhielt Geld, um Propaganda gegen die Franzosen zu machen; sein Vorgänger Petterman Etterlin war dagegen von den Franzosen bezahlt worden. Die Schweiz war gespalten in profranzösische und prokaiserliche Parteien, die jeweils über ihre eigenen Netzwerke zur Beschaffung bewaffneter Söldner für die „Kunden“ im Ausland verfügten; besonders mächtige und geschickte Pensionenherren wie Waldmann empfangen von mehreren Seiten gleichzeitig diese Gelder.

Das war nicht ohne Risiko, wie das nächste Bild (Bild) zeigt: Es zeigt die Hinrichtung Waldmanns 1489 wegen Hochverrat und Korruption, ein zeitgenössisches Bild aus Höngg, vermutlich von einem Augenzeugen der Ereignisse angefertigt.

Weil sowohl Franzosen wie Italiener und Österreicher Pensionen zahlten und Schweizer Söldner anwarben, standen sich auf den italienischen Kriegsschauplätzen häufig Schweizer in feindlichen Heeren gegenüber. In einer solchen Situation, bei der Belagerung des Mailänder Herzogs Lodovico il Moro durch weit überlegene französische Truppen im April 1500 in Novara, machten die Schweizer Söldner kurzerhand einen Deal mit den Kollegen auf der Gegenseite: Ihr lasst uns lebend aus der Festung nach Hause, und dafür liefern wir Euch den Herzog aus. Der Mailänder Herzog hat das rechtzeitig gemerkt und versucht, als Schweizer verkleidet unerkannt zu entkommen – er wurde

allerdings verraten und von den Siegern verhaftet. Dieser "Verrat von Novara" (Bild- Schillingchronik, gut 13 Jahre später gemalt) erregte damals in Europa ungeheures Aufsehen; die Schweizer galten als gute Soldaten, aber als korrupt und unzuverlässig. Um in Zukunft derartige Skandale durch Bestechung zu vermeiden, erliess die eidgenössische Tagsatzung nach langen Beratungen 1503 den sogenannten "Pensionenbrief": alle solchen Zahlungen seien verboten, hiess es darin.

Denn das Reden über die Söldner war für die Zeitgenossen des 15. und 16. Jahrhunderts untrennbar verbunden mit Korruption, der Bereicherung der politischen Oberschicht durch die Vermittlung von – im 15. und frühen 16. Jahrhundert ziemlich lukrativen, deswegen trotz der Gefährlichkeit sehr begehrten – Solddienste. Die Bestimmungen des Pensionenverbots wurden nie wirklich durchgesetzt, dafür war das Geschäft zu gewinnträchtig; und mehr noch, es waren ja genau die regierenden Oberschichten, die Schultheissen, Bürgermeister und Ratsherren, die in der Tagsatzung sassen, die am meisten von diesen Zahlungen profitierten – sie hatten kein Interesse, die Bestimmungen wirklich zu befolgen. Dennoch war der Pensionenbrief 1505 bzw. 1506 noch theoretisch gültig (er wurde erst 1507 offiziell widerrufen, weil die einzelnen Kantone ihn unter verschiedenen Vorwänden nicht ratifiziert hatten); und deswegen war im Schreiben nicht von finanziellen Zuwendungen die Rede – obwohl der Papst sehr wohl sogenannte jährliche "Gnadgelder", d.h. regelmässige Geldschenke an die Kantone verteilt hat. Um die Bestimmungen über die Pensionen nicht zu verletzen, war im Schreiben Papst Julius II. vom Juni 1505 nur davon die Rede, dass die Soldaten zum persönlichen Schutz des Heiligen Vaters verwendet würden, und eben nicht in regulären Kriegszügen.

Der Obwaldner Historiker Robert Durrer, der vor fast 80 Jahren, 1927, ein immer noch sehr lesenswertes Buch über die Geschichte der Schweizergarde geschrieben hat, hat bemerkt, dass die Werber für die päpstliche Schweizergarde im Herbst 1505 ziemliche Mühe hatten, genügend Freiwillige für den Dienst beim Papst zusammenzubekommen. Das lag schlicht daran, dass zur selben Zeit auch der französische König Söldner suchte, und der bezahlte bessere Löhne (und der hatte schon seit 1497 eine Leibgarde aus Schweizer Söldnern). Der erste Hauptmann der päpstlichen Schweizergarde, Kaspar von Silenen, war übrigens

kein unbeschriebenes Blatt. Wegen illegaler Söldnerwerbung (übrigens für die Österreicher) gegen ausdrücklichen Befehl der Obrigkeit war er 1503 aus dem Luzerner Rat ausgeschlossen und in Schwyz sogar in Abwesenheit zum Tod verurteilt worden. Die neue Anstellung verschaffte ihm Straferlass und Rehabilitation. Das Geschäft war ohnehin rauh. Denn kaum waren die Schweizergardisten in Rom angekommen, machte der Papst deutlich, dass seine eigenen Versprechungen vom Juni 1505, die Söldner nicht im Krieg einzusetzen, nichts galten: Nur sechs Monate später im Sommer 1506, marschierte der Gardehauptmann Kaspar von Silenen mit seinen Leuten im päpstlichen Auftrag zur Wiedereroberung der freien Städte Pesaro und Bologna, die gegen die päpstliche Herrschaft revoltiert hatten. Es sei auffällig, schreibt Robert Durrer, dass spätere Hauptleute der päpstlichen Garde des frühen 16. Jahrhunderts – Kaspar von Silenen war nicht sehr lange im Amt, er fiel wenig später auf dem Schlachtfeld – aus demselben Milieu kamen wie er, nämlich aus den privaten Kriegsunternehmern, die illegalen Reisläufe betrieben. In dieses Amt, schreibt Durrer, "konnten sich die zurückziehen, die wegen Reisläufe oder schwerer Verbrechen zuhause Strafen zu erwarten hatten." Einige Gardisten hatten ähnliche Karrieren – Durrer zitiert Briefe des Luzerner Rats von 1511 zur Fahndung nach einem Raubmörder, der in der päpstlichen Garde Dienst tut. So ungefähr sah die "Treue" im 16. Jahrhundert aus, von der fünf Jahrhunderte später die verschiedenen Bundesräte in ihren Ansprachen beim Jubiläum reden; als Historiker weiss man deshalb nicht unbedingt, was ein Bundesrat meint, wenn er von seiner "Liebe zur Tradition" des 16. Jahrhunderts spricht.

Denn die Kritik am Solddienst setzt schon früh ein. Im Jahr 1496 zum Beispiel verwahrte sich die Obrigkeit der Stadt Bern in einem öffentlichen Schreiben gegen die Annahme französischer Pensionsgelder mit dem Argument, sie wolle nicht als eine Stadt gelten, die ihre Untertanen *also umb gold und geld verkaufe und, als etlich sagen, auf die fleischbank dargeb* – die Fleischbank meint den Verkaufstisch der Metzger auf dem Markt. Diese lautstarke Entrüstung war ein bisschen merkwürdig. Rat und Bürgermeister der Stadt Bern hatten in den vorangegangenen Jahren fast zwei Jahrzehnte lang solche Gelder von der französischen Krone als Pensionen für die Anwerbung von Söldnern und militärische Unterstützung angenommen. Die lautstarke Entrüstung hat den Berner Rat auch nicht gehindert, drei Jahre später genau diese Gelder wieder

anzunehmen und dafür Söldner zu liefern. (Noch einmal zehn Jahre später haben sie die Seite gewechselt und zwar keine Gelder mehr von den Franzosen, dafür aber vom Kaiser angenommen; noch einmal fünf Jahre später wieder andersherum.)

Denn das war der Standardvorwurf gegen die Schweizer am Beginn des 16. Jahrhunderts: der "hominum commercium", der Handel mit Menschen – und dafür ist das Verkaufen von Söldnern an denjenigen gemeint, der eben am besten bezahlt. Früher wären die Schweizer tugendhaft gewesen, schreibt der Nürnberger Humanist Willibald Pirckheimer in seinem "Schweizerkrieg" 1499, aber jetzt seien sie korrupte Menschenhändler. (Pirckheimer musste aber auch seinen Lesern irgendwie erklären, warum sein eigenes militärisches Unternehmen gegen diese Schweizer richtig kläglich gescheitert war.) Der Vorwurf war in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhundert so sehr Allgemeingut geworden, dass Erasmus von Rotterdam sie in seine viel gedruckte erfolgreiche Sammlung populärer Sprichwörter einfügte. Die Schweizer, schrieb er, seien *veluti carnifex quispiam ad lanienam precio emptus*, wie ein Metzger, die gegen Geld jeden möglichen zum Schlachten anböte: Es ist kein Zufall, dass in der geschliffenen lateinischen Formulierung die Unterscheidung verschwimmt zwischen denen, die anbieten, und denen, die gemetzget werden.

Die Zeitgenossen wussten allerdings sehr genau, wer im Solddienst das grosse Geld verdiente und wer für die Profite der Hauptleute und Ratsherren seinen Körper buchstäblich zu Markte tragen musste. Als im Sommer 1513 in Luzern, Solothurn und Bern Bauernaufstände gegen die Pensionenherren losbrachen, war "gegen flaysch und bluott verkauff" einer der Slogans der Aufständischen, die immerhin die Stadt Bern stürmten, die Häuser von bekannten französischen Soldunternehmern plünderten und mehrere Ratsherren zum Tode verurteilten. Solche Vorwürfe von Fleischverkauf als Verrat – die Verweise auf Judas sind sehr deutlich - wurden verknüpft mit ziemlich drastischen Anspielungen – übrigens im deutschen Wort „Bestechung“ bis heute hörbar. Ein gewisser Peter Jos verkündete 1497 in einem Luzerner Wirtshaus, der mailändische Herzog sei ein *arsbrutter*, und der Schultheiss Peter Seiler, der Geld von ihm genommen habe, müsse zusammen mit ihm verbrannt werden – die Strafe für Homosexuelle. Weil Bern nicht nur die französische, sondern auch die kaiserliche Partei mit Söldnern

versorgte, wie ich schon erwähnt habe, beschimpfte im Jahr zuvor, 1496, ein Freiburger Adelige einen Berner Ratsherren, er sei *ein arsbruter* und solle *den römischen künig in hintern küssen*. Ebenso wurde dem Schweizer Kardinal Schiner wird von seinen Gegnern 1514 vorgeworfen, er nehme Geld von den Österreichern, habe einen Knaben *geflorenzt* und sei *ein arsbrutter und ein verlogner mann*. 1515 musste sich umgekehrt der Berner Hauptmann Albrecht von Stein gegen Vorwürfe verteidigen, er sei *ein verretter, desglich in ketzer*, habe schon lange in Italien *ketzeret*, gegen Geldgeschenke besetzte Städte dem französischen König ausgeliefert und habe die Schweizer *al uf den fleysch banck geben*.

Diese Kritik wurde in den 1520er Jahren von der Reformation aufgenommen und noch verschärft. Wenn der Reformator Huldreich Zwingli in seinen Predigten 1525 gegen den Solddienst predigte, verwendete er lauter Motive, die seine Zuhörer schon kannten: Während die Pensionenherren und Hauptleute selbst in Seide, Silber, Gold und Damast aufträten, donnerte Zwingli, verkauften sie ihre Landsleute wie Vieh nach Italien. Der Berner Chronist Anshelm nahm einige Jahre später genau diese Formulierung in seine Chronik auf: eidgenössisches Fleisch sei auf den italienischen Kriegsschauplätzen wohlfeiler als Kälbernes. Das schmutzige Geld verwandle Menschen in blosses Wirtschaftsgut – in einem Viehexportland wie der frühneuzeitlichen Innerschweiz ein anschauliches und so handfestes Argument wie möglich.

Die Geschichte der Schweizergarde ist Teil genau dieser Geschichte der schweizerischen Söldner: Jener Kaspar Hetzel, den die Berner Bauern 1513 nach ihrem Sturm auf die Stadt Bern als Verteiler von illegalen Pensionen und französischen Agenten gelyncht haben, dieser Kaspar Hetzel war vorher Befehlshaber eines schweizerischen Korps in päpstlichen Diensten gewesen. Es wird oft darauf hingewiesen, dass nach der Einführung der Reformation in Zürich 1526 die Zürcher Schweizergardisten – samt dem damaligen Gardehauptmann – trotz offiziellem Ruf nach Hause es vorzogen, in Rom zu bleiben: ein Beispiel für die gesamtschweizerische Treue, jedenfalls wird diese Geschichte in den Festreden der Bundesräte im letzten Jahr so erwähnt. Wir haben schon gehört, dass ein Teil der Schweizergardisten vielleicht auch ganz handfeste Gründe hatte, nicht nach Hause zurückzukehren. Andere handelten noch pragmatischer –

denn das Kriegsdienst Geschäft ist (und nur Geschäft) und mit religiösen Ueberzeugungen nicht viel zu tun hatte, das beweist auch die Geschichte des Appenzeller Hauptmanns und Söldnerführers Bartlome Berweger. Der war bis 1521 in päpstlichen Diensten tätig gewesen und hatte sich dann zum eifrigen und radikalen Berfürworter der Reformation gewandelt – und zuhause Karriere gemacht. 1534 reiste er heimlich nach Rom, um den den ausstehenden und nicht bezahlten Sold für sich und seine Soldaten abzuholen, 13 Jahre später. Eine beträchtliche Summe, 1232 Dukaten (dafür konnte man sich mehrere Stadthäuser oder grosse Bauernhöfe kaufen). Wieviel er davon selber behalten und wieviel er an seine ehemaligen Soldaten weiterverteilt hat, ist nicht mehr herauszufinden.

Ich habe vorhin gesagt, dass der Solddienst im Geschichtsbild von der "grossen Zeit" der Schweizer Eidgenossenschaft im 15. und frühen 16. Jahrhundert nur am Rande vorkommt. Die Solddienste – auch die des späteren 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts - waren im Gegensatz zu den ruhmreichen Schlachten des "grossen Zeit" der weit überwiegenden Mehrheit der patriotischen Historikern immer etwas unangenehm. Vielleicht, weil sie so unübersehbar von Ungleichheit und Abhängigkeit kündeten. Und von Korruption. Die Solddienste waren immer ein etwas anrühiges Thema, fast ein Tabu, denn nach 1848 war die tonangebende Nationalgeschichte der Schweiz reformiert geprägt. Reislauflauf, Solddienst und Pensionen hätten die "moralische Gesundheit aller Schichten des Volkes" ruiniert, konnte man da lesen, etwa in der grossen Schweizergeschichte von Johannes Dierauer, "Verwilderung der politischen Triebe", "sittliche Gefahr", "Entartung", "Volkskrankheit" – die Metaphern, mit denen Zwingli 1522 und 1525 gegen Reislauflauf und Solddienst predigte, haben ein langes Nachleben gehabt. So gerne die Nationalgeschichte bei den Schlachtensiegen des späten Mittelalters verweilt hat, die darauf folgenden Fremddienste waren ihr immer ein wenig peinlich. Typisch die Formulierung von Christian Erni 1947, Reislauflauf und Solddienst hätten die Schweiz im 15. und 16. Jahrhundert in „wirtschaftlichen und sittlichen Zerfall“ geführt, und nur die grosse Gestalt Zwinglis hätte die Schweiz „vor dem Abgrund“ gerettet – wodurch genau, bitte? Noch 1974 schreibt Emil Usteri in seiner grossen Studie über Marignano von einer „düsteren korrumpierten Zeit“; eine andere Studie redet noch 1989 von „Reptiliengeldern“.

Aber auch die selteneren positive Bewertungen der Solddienste in der älteren Forschung fallen abstrakt aus: Die Autonomie und das demokratische Element der eidgenössischen Söldnerkompanien seien wichtige Elemente der demokratischen Tradition und der "Unabhängigkeit" der Schweiz gewesen, meinte etwa der oben erwähnte Robert Durrer 1927. Andere waren weniger zurückhaltend. "Was der Fremddienst uns bringt, ist ein einziger Heldengesang", schrieb Gonzague de Reynolde im Vorwort zu dem Buch "Ehre und Treue" des Westschweizer Historikers de Vallière, das 1913 erschien und dann noch einmal 1940 neu aufgelegt wurde, mit einem Vorwort von Guisan persönlich: "Der Schweizer Soldat hat jahrhundertlang in den Augen Europas die höchsten militärischen Tugenden in sich verkörpert", wusste der, nämlich "Ehre" und "Treue". So ähnlich äusserte es auch ein anderer Politiker, Bundespräsident Chevallaz, im Vorwort zu der 1980 erschienenen Geschichte der Fremddienste von Jean-René Bory: Der Grund, warum die Schweiz heute – 1980 - der wichtigste Handelsplatz für Devisen und Gold auf der Welt sei, meinte der, die drittgrösste Finanzmacht der Welt, elftgrösste Industrienation und der zweitgrösste Versicherungsmarkt, das alles liege unter anderem begründet in der Geschichte der Fremddienste, die nicht nur, ich zitiere, "militärische Tapferkeit, Treue, Geradlinigkeit und Ehrenhaftigkeit" der Schweizer zeigten, sondern eben auch "wirtschaftlicher Spürsinn und politisches Flair", samt der, Zitat, "Verbundenheit der Schweiz mit Europa", Zitat Ende. Ob die Bundesräte, denen heute diese Worte "Ehre" und "Treue" so rasch über die Lippen kommen, wohl die Anschauungen der älteren Kollegen so ganz teilen mögen?

Das Motto der Schweizergarde jedenfalls, "*acriter et fideliter semper*", wird in der gesamten Jubiläumsliteratur mit "tapfer und treu für immer" übersetzt. Ich habe bislang noch keine Belegstelle aus dem 16. Jahrhundert gefunden, dass die Garde dieses Motto von Anfang an geführt hätte – derartige Motti waren eigentlich aus adeligen Devisen des Spätmittelalters entwickelt und wurden in der Renaissance eigentlich nur von Einzelpersonen geführt. Dass militärische Formationen solche Devisen führten, ist kein Phänomen des 16., sondern des 19. und 20. Jahrhunderts. "Tapfer und treu" ist dabei übrigens nicht gerade selten. Es war im 19. Jahrhundert die Devise von österreichischen k.u.k. Dragonerregimentern, "Tapfer und treu" stand im Ersten Weltkrieg auf deutschen Tapferkeitsorden, und seit 1940 war es die offizielle Devise der 79.

Infanteriedivision der deutschen Wehrmacht. In weniger kriegerischen Kontexten ist "Tapfer und treu" auch das Motto der 1912 in Zürich gegründeten farbentragenden Studentenverbindung AKV Kyburger; ausserdem der 1932 gegründeten schweizerischen katholischen Jungwacht. Mir scheint, dass die gegenwärtige Popularität des Mottos – es kommt uns leicht von der Zunge – sehr viel mehr mit diesem Gebrauch aus dem 19. und 20. Jahrhundert zu tun als mit der Gründung der Schweizergarde vor 500 Jahren.

Denn wenn man genau nachschlägt, heisst "acriter" im lateinischen Original im 16. Jahrhundert auch gar nicht "tapfer". Sondern "scharf", "schneidend", "wild", oder auch "grausam". Das passt eigentlich sehr viel besser zu dem, wovon ich hier gesprochen haben – von den Verhältnissen im 16. Jahrhundert, vom Fleisch und Blut-Verkauf und von den Menschen, die zum Schlachten verkauft werden. Aber Geschichtsbilder sind wirksam. Oder könnten Sie sich das schöne Cover des Jubiläumsbuchs mit dem Slogan "Grausam und treu" vorstellen?

Anders gesagt: Wir kriegen die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus der Geschichte der Schweizergarde nicht mehr heraus – denn es ist nun einmal die Nationalgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, durch die wir – wie durch eine Brille, die wir nicht absetzen können – die Bilder von der Geschichte des Mittelalters und der Renaissance wahrnehmen. So ist das auch mit der Schweizergarde. Denn das, was uns heute an der Schweizergarde so malerisch und echt altertümlich vorkommt, die Uniformen nämlich, die wir auf dem Titelbild des Schweizergardebuchs sehen und die in diesem Mai noch ganz oft im Fernsehen gezeigt werden, die stammen nicht aus der Renaissance, sondern aus dem Jahr 1913. In den Jahrhunderten vorher hat die päpstliche Garde alle möglichen Uniformen getragen; im 18. Jahrhundert nach französischem, im 19. Jahrhundert nach preussischem Vorbild, Pickelhauben inbegriffen. Das selbe gilt für die Fahne der Garde. Die ist ebenfalls nicht aus der Renaissance. Sondern aus den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts. Entworfen hat sie übrigens der Staatsarchivar des Kantons Obwalden, der ihnen jetzt schon bekannte Robert Durrer.

Bleibt eine letzte Frage: Wie schweizerisch waren die Schweizer Söldner? Von den 157 Soldaten auf einem Luzerner Söldnerrödel von 1476 zum Beispiel

stammten nur 33 aus Luzern selbst, wie ein Buch von Walter Schaufelberger schon vor 50 Jahren gezeigt hat; die anderen waren aus Süddeutschland und angrenzenden Gebieten angeworben. Solche Ersatzmänner finden sich auch in anderen Listen dieser Zeit, und immer wieder klagen französische und italienische Auftraggeber, unter den Schweizer Söldnern, für die sie soviel Geld bezahlten, befänden sich auch viele, die sozusagen nur der Lohnklasse nach Schweizer seien, aber aus anderen Ländern stammten: Anders ausgedrückt: die heroischen Siege der schweizerischen Söldner wurden auch mit Hilfe von Gastarbeitern errungen... Auch mit der päpstlichen Schweizergarde ist das gar nicht so einfach. Eine Auszeichnung des Papstes Julius 1511 an den Gardehauptmann, ein geweihtes Schwert, ist laut Widmungsurkunde ausdrücklich gerichtet an den "capitaneo Svevorum sive Svitensium" – und das heisst wörtlich: den Hauptmann der Schwaben oder auch Schweizergarde" – offenbar ist sich der Papst der Unterscheidung zwischen diesen beiden Volksgruppen gar nicht so sicher. Als die Schweizergarde nach dem Sacco di Roma, der Plünderung Roms durch spanische und deutsche Landsknechte 1527 aufgelöst und durch deutsche Landsknechte ersetzt wurde, traten von den überlebenden 42 Schweizern (insgesamt waren 147 Gradisten gefallen) fast ein Viertel gleich in die neue deutsche Leibgarde des Papstes über. Offenbar fanden die den Unterschied zwischen Schweizern und Schwaben gar nicht so gross.

Was ich damit sagen möchte: Was wir von der Geschichte des Solddiensts haben, sind vor allem Bilder. Wir wissen nach wie vor sehr wenig darüber, WER vom 16. Jahrhundert an die Innerschweizer Söldner waren; und trotz einzelner neuerer Forschungen – etwa Stefan Jäggis schönen Arbeiten zur Armenpolitik und zum Alltag eines Luzerner Söldners aus dem 16. Jahrhundert – wissen wir immer noch kaum etwas darüber, wie diese Soldaten sich selbst gesehen haben. Darüber haben wir nur ganz seltene Zeugnisse in den Innerschweizer Archiven. Z.B. die Verhöre mit Söldnern, die wegen Meuterei oder Befehlsverweigerung bestraft wurden; oder Leute, die laut Kritik an dem Solddienst äusserten, durch den einzelne zwar sehr würden, andere aber ihre Haut zu Markte tragen müssten, wie wir ja heute noch sagen.

Denn der Solddienst war nach der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr besonders populär. An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit begannen die

Innerschweizer Obrigkeiten, ihre sozial und wirtschaftlich schwächsten Untertanen buchstäblich zu Geld zu machen – mit sanften oder auch weniger sanftem Zwang. DAS war der Kontext der Solddienste, und den Zeitgenossen war das offenbar auch sehr klar. Am Ende des 16. Jahrhunderts musste sich der Luzerner Heini Lehmann vor Gericht dafür verantworten, dass er im Wirtshaus laut gesagt habe, er wolle, dass der Teufel den Herrn Schultheissen Pfyffer samt seinem neu gebauten prachtvollen Landsitz hole. Denn wenn Pfyffer nicht "manchem guttem frommen knecht in Frankrych aberschellmet", dann könne er nicht solche prachtvollen Schlösser bauen. „Aberschellmen“ ist ein Wort, das wir nicht ohne weiteres verstehen. Gemeint ist der Schelm, wörtlich: der Tierkadaver, der auf den Schindanger verkauft und dort vom Abdecker ausgeweidet und weiterverwertet wird. Der Mensch als Ware, so drastisch wie möglich auf den Begriff gebracht.

Das sind Bilder, die uns erschrecken und verstören können – Bilder einer Vergangenheit, die eben auch die Geschichte des Solddiensts ist. Denn Solddienst war im 16. Jahrhundert vor allem eines: Geschäft. Und zwar Geschäft mit Menschen, wie ich deutlich gemacht habe. Wer heute von der Geschichte der Schweizergarde als "Liebe zur Tradition" und als Zeichen jahrhundertelanger "Treue" und "Ehre" spricht, lässt genau das alles verschwinden: ein Geschichtsbild, in dem nur diejenigen Details, die gerade passen, hervorgehoben werden, alles andere wird weggelassen. Kann man machen. Aber mit Geschichte hat das nichts zu tun: Denn Geschichte, wenn das Wort etwas bedeuten soll, ist die ganze Vergangenheit. Samt ihrer eher unerfreulichen und weniger vorzeigbaren Aspekte. Anders gesagt, Geschichte ist das, was wir uns nicht aussuchen können.